

Umfchau

Ein Priester der Barmherzigkeit

Jedes Leben eines eifrigen in selbstloser Liebe sich verzehrenden Priesters ist eine tiefgreifende Erbauung für das Volk, ein mächtiger Ansporn für seine Mitbrüder, eine wertvolle Apologie der Kirche. Leider bewahrheitet sich aber hier nur zu oft das alte Sprichwort: „Das Böse gräbt man in Erz, das Gute schreibt man in Sand.“ Kaum ist der edle Priester gestorben, und schon verweht der nächste Wind die Blätter und Blättchen mit ihren Notizen. Und doch, wie wertvoll wäre es auch für die Kultur- und Kirchengeschichte gewesen, wenn die Einzelheiten dieses köstlichen Lebens gesammelt und zu einem Monumentum aere perennius gestaltet worden wären. Könnte und sollte da nicht mehr geschehen? Sollte sich insbesondere der Pfarrklerus nicht mehr als bisher für die Verewigung heldenmütiger Mitbrüder entweder selbst oder durch Anregung bemühen?

Ein schönes Beispiel bietet da der unermüdlige Stadtpfarrer von Langenbrücken (Baden), der das priesterliche Wirken des Prälaten Franz Xaver Lender so pietätvoll geschildert hat (Dor, Franz Xaver Lender, 1913) und im Jahre 1924 uns mit der schönen Sammlung „Hirtentreue, Neue Lebensbilder aus dem Alerus“ (398 S., Karlsruhe, Badenia) beschenkte. In einem der letzten Hefte der leider eingegangenen „Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren“ erschien die Lebensskizze eines sonst ganz unbekanntem bayrischen Priesters, dessen Leben nur selbstlose Aufopferung für die Armsten der Armen war (Georg Nöcher, ein Vater der Armsten, 1922). Eine Reihe herrlicher Priesterbilder enthält die Wiener „Korrespondenz des Priester-Gebetsvereins Associatio Perseverantiae Sacerdotalis“, die es verdienten, von kundiger Hand gesammelt und zu einem Strauße vereinigt zu werden.

Eben erst ist das Leben eines in weitem Kreisen unbekanntem Elsässer Pfarrgeistlichen erschienen, auf das hier besonders aufmerksam gemacht werden soll: „Der

Straßburger Münsterprediger Simon Ferdinand Mühe (1788 bis 1865) — Ein Zeit- und Lebensbild“ von Dr. L. Pflieger, Professor am bischöflichen Gymnasium St. Stephan in Straßburg (8^o, 256 S. Kolmar i. E. 1925). „Seinem 76 jährigen Vater, ehemaligem Volksschullehrer, widmet dieses Buch in dankbarer Liebe der Verfasser.“ Mit geübter kritischer Sonde und zugleich mit rührender Pietät schildert Prof. Pflieger in einer Reihe von scharf umrissenen Bildern das Leben eines ganz hervorragenden, überaus verdienstvollen, rastlos tätigen, für Arme und Elende sich aufopfernden Pfarrpredigers. Es ziehen an uns vorüber das Elternhaus in der Schreckenszeit (1788—1800), Lehrjahre in Straßburg und Mainz, die ersten Seelsorgsjahre als Domprediger und Münstervikar 1812 bis 1821, die Reformationsjubiläumjahre 1817 bis 1830, die Revolutionsjahre 1830 und 1848, das großartige Apostolat in Straßburg, besonders Mühe als Prediger (ein zweiter Geiler von Kaisersberg), als religiöser Erzieher der elsässischen Volksschullehrer und der Geistlichen, endlich sein herrliches Jugendleben. Ein Mann des Gebetes, streng kirchlicher Sinn, der Soldat Christi, grenzenlose Nächstenliebe, der Vater aller Bedrängten, der barmherzige Samariter, der unermüdlige Tröster der Kranken und Sterbenden, Abneigung gegen Auszeichnungen aller Art, bleibt immer Vikar, weist die besten Pfarreien zurück, läßt sich nicht malen, bevorzugt die Seelsorge der Männer, hält die Frauen in Distanz, der Mann des Volkes, der Liebling der Männer: das sind nur einige Züge des wahrheitsgetreuen Porträts.

Von diesen Zügen ist wohl der schönste, der Mühe den Namen beibrachte: „Unser Vinzenz von Paul“. Als er Münstervikar geworden war und das menschliche Elend in armseligen Hinterhäusern und dunkeln Dachkammern näher kennen gelernt hatte, da hatte seine Mutter, die bei ihm wohnte und selber ein goldenes Herz hatte, ihre liebe Not. Oft mußte sie ihm seinen

Wäscheschrank wieder füllen, weil er Hemden und Strümpfe an Bedürftige weggeschenkt. Wenn die Mutter ihm dann über seine maßlose Freigebigkeit Vorhaltungen machte, gab er zur Antwort: „Ich brauche so vieles Zeug nicht.“ Auch Brennholz schleppte er in den Winternächten unter seinem weiten Mantel fort, um Frierende zu erwärmen. Die Haushälterin, die nach dem Tode der Mutter den Haushalt führte, hatte erst recht keinen leichten Stand. Oft wenn sie gegen Mittag nach Hause kam und nach dem Fleischtopf schaute, war er leer. In ihrer Abwesenheit hatte der Vikar das Suppenfleisch herausgenommen und einer armen Kranken gebracht. Einmal hatte sie ein fettes Huhn auf das Feuer gestellt, um ihrem Herrn, dessen Gesundheitszustand zu Besorgnissen Anlaß gab, eine kräftige Suppe zu kochen. Mühe roch den angenehmen Duft und paßte auf den Augenblick, wo die Haushälterin sich für einige Augenblicke entfernte. Als sie zurückkehrte, war Herr und Huhn verschwunden. Auf den Redestrom, der sich auf den heimkehrenden Herrn ergoß, erfolgte die gelassene Antwort: „Die Frau, der ich das Huhn brachte, hatte es nötiger als wir beide.“ Mehrere Tage fand die Haushälterin die Schlafzimmertür ihres Herrn verschlossen und den Schlüssel verschwunden; Mühe hatte ihn mitgenommen. Schließlich wurde es der Haushälterin zu bunt, sie ließ den Schlosser kommen und die Tür erbrechen. Der Anblick, der sich ihr bot, brachte die treue Seele einer Ohnmacht nahe. Der Vikar hatte sein ganzes Bettzeug hergeschenkt. Während der Nacht hatte er seine Armen in den Schneidergaben, auf den sein Schlafzimmer hinausging, bestellt und ihnen das Bettzeug aus dem Fenster hinuntergelassen. Solches geschah mehr als einmal. In einer Nacht trug er selber seine Matratze auf dem Rücken in die Wohnung eines Armen. Ein Polizist bemerkte ihn von weitem, er lief herbei und wollte ihn als Dieb stellen. Da erkannte er den Vikar. Diesem „nächtlichen Dieb“ begegnete die Polizei mehr als einmal auf seinen heimlichen Gängen. Dadurch

wurde Mühes priesterliche Barmherzigkeit bekannt und zum Stadtgespräch. In einer nassen Winternacht begegnete er einem Menschen, der mit zerrissenen Schuhen sich durch den aufgeweichten Straßenschnee schleppte. Er hieß ihn mitgehen zu seiner eigenen Wohnung, zog im dunkeln Hausflur Schuhe und Strümpfe aus und gab sie dem Armen. Einer der Grundzüge, die er seinen Hörern im Priesterseminar oft und oft wiederholte, war: „Eine milde Gabe öffnet das Herz des Armen dem Worte des Priesters.“ Was viele Arme noch mehr schätzten als die Gabe, war die gewinnende lebenswürdige Art, mit der er die Gabe reichte. Geistliche und leibliche Hilfe den Kranken zu bringen, war seine besondere Freude. Eines Tags, so berichtet er selbst, rief man ihn zu einer sterbenden armen Frau. Er fand sie ohne jedes Lebenszeichen. Aber seine reiche Erfahrung sagte ihm sogleich, daß er es nicht mit einer Sterbenden, sondern einer fast völlig Verhungerten zu tun hatte. Er ließ sofort aus seiner Wohnung eine Flasche alten Wein holen, den er immer für seine Kranken vorrätig hielt. Er flößte ihr vorsichtig Tropfen für Tropfen ein und fährt stundenlang damit fort, bis er endlich die Freude hatte, die Leblose erwachen zu sehen. Sie wurde wieder ganz gesund und konnte ihrem Lebensretter nicht genug danken.

Kurz nach dem Tode Mühes beantwortete der Münsterpfarrer in einer Fastenpredigt vom 5. März 1865: Wer war der unter der Teilnahme der ganzen Stadt zu Grabe getragene Priester Mühe? mit den Worten: Kein Großer, kein Reicher, auch kein kirchlicher Würdenträger. Dreimal hat er eine angebotene Domherrenstelle zurückgewiesen, dreimal eine Stadtpfarrei, selbst die Münsterpfarrei wollte er nicht übernehmen. Was war er denn? Ein einfacher Priester, aber ein eifriger Priester, der sich aufopferte für Gott und für den Nächsten und der länger als ein halbes Jahrhundert hindurch Vikar und deutscher Prediger am Münster war. Er wird niemals seinesgleichen finden. In der ganzen Stadt war er gekannt, geachtet, geliebt.

Und anlässlich des großartigen Begräbnisses, das dem eines Fürsten gleich, schrieb der „Elfässer“: „Diese Volkskundgebung ist ein großes Beispiel und ein großer Trost. Man ersieht daraus, welche Wirkung auf die Volksmenge ein langes Leben voll von Eifer, Hingebung und Aufopferung hervorbringt. Das Volk ist nicht unempfindlich für die Tugenden und undankbar gegen seine Wohltäter.“ Fürwahr, dieses Leben verkörpert ein gutes Stück Lösung der sozialen Frage. Dem Verfasser aber schulden wir Dank für das schöne Denkmal, das er diesem Priester der Barmherzigkeit errichtet hat.

Bernhard Dühr S. J.

Pax Romana

Von dem V. internationalen Kongreß der katholischen Studentenvereinigungen zu Bologna, 5.—9. September 1925.

Also wieder einmal eine internationale Tagung? — Das Mißbehagen oder die Langeweile sind begreiflich. Wir haben der Tagungen allzuviel gehabt. Ich will gestehen, daß ich selbst mit einer gewissen Zurückhaltung nach Bologna ging, aus der mich nicht einmal der wundervolle Hintergrund der Tagung zu bringen vermochte, die tümmerreiche Universitätsstadt, die mit ihren einzigartigen Erinnerungen mittelalterlichen, katholischen Studentenlebens uns zuruft, wie einst diese Pax Romana Wirklichkeit war. Ich will sogar verraten, daß auch der Verlauf der Tagung mich nicht ganz von meinen Bedenken befreien konnte. Das Hauptbedenken aber war: Ist nicht Gefahr, daß man sich auf solchen Kongressen in großen Worten und Plänen katholischen Hochgefühls ergeht und darüber die nüchterne Arbeit auf dem Boden vergißt, auf dem man mit seinem Leben nun einmal steht?

Und dennoch! Und wenn die Bedenklichkeit noch viel größer wäre, die Pax Romana darf nicht mehr übersehen werden, wie es in Deutschland bisher geschah. Nicht wegen der Größe ihrer bisherigen Leistung, sondern wegen der Dringlichkeit ihrer Idee. Es ist uns gar nicht die Freiheit gelassen, noch lange über den Nutzen eines solchen

Zusammenschlusses aller Studentenverbände der katholischen Welt zu beraten. Wir stehen einfach der Tatsache gegenüber, daß sich die Studentenschaft über die Länder hinaus die Hand reicht, aus einem mächtigen Gemeinschaftsgefühl heraus, zu verschiedenen Zielen hin, aber mit dem starken Willen, eine Macht zu bilden in der Gestaltung der neuen Zeit. Und damit stehen wir vor der Frage, ob die katholische Studentenschaft dabei sein will, etwas zu sagen, etwas beizutragen hat, und zwar als katholische Studentenschaft.

In der Schweiz war jüngst ein Treffen der bestehenden internationalen Studenteneinigungen. Die Confédération Internationale des Etudiants, die World's Student Christian Federation, die internationale sozialistische Studenteneinigung konnten auf riesige Mitgliederzahlen (die beiden erstgenannten auf mehr als zweihunderttausend) und kraftvolle Werke hinweisen; der Bericht des einzigen katholischen Weltbundes, der Pax Romana, den man mit lebhafter Aufmerksamkeit entgegennahm, mußte sich im wesentlichen darauf beschränken, von schönen Zielen und Wünschen zu reden.

Aber brauchen wir denn noch einen eigenen Zusammenschluß der katholischen Studentenverbände der Welt? Wir haben doch bei uns die Gesamtvertretung der deutschen Studentenschaft, die neulich auf dem 8. deutschen Studententag zu Berlin ihr Leben bewies; sie nimmt durch ihr Auslandsamt tätigen Einfluß auf die Confédération Internationale des Etudiants und deren Arbeitsgebiete: den Austausch von Personen, Ideen, Hilfsmitteln, wodurch man sich kennenlernen, sich verstehen, sich anregen will und so wahre Menschheitskultur bauen auf dem Boden edler Brüderlichkeit. Was will da noch die Pax Romana die katholischen Verbände der einzelnen Länder zur Sonderbündelei bewegen?

Die Frage bestände zu Recht, wenn sich die Katholiken wieder in ein Ghetto einsperren wollten. Natürlich sollen die katholischen Verbände mittun, wo immer echte Arbeit geleistet wird, nationale und über-